

Einige wenige Gedanken zur Übersetzung seien gestattet. Drobner bemüht sich erfolgreich, den deutschen Text leserfreundlich zu gestalten, so dass eine flüssige Lektüre möglich ist; schließlich handelt es sich ja um eine zweisprachige Ausgabe. Darin kann der kundige Leser immer wieder das lateinische Original heranziehen. Der Übersetzer vermeidet weitgehend eine modernistische Übersetzung, überträgt andererseits die augustischen Gedanken in unsere heutige Sprache. Als Beispiel sei folgender Satz (S. 126) herangezogen: *sermo 198 augmenté (3) Etenim illa daemonia delectantur canticis vanitatis, delectantur nugatorio strepitu et turpitudinibus variis theatroru, insania circi, crudelitate amphitheatri, certaminibus animosis eorum qui pro pestilentibus hominibus et lites et contentiones usque ad inimicitias suscipiunt, pro mimo, pro histrione, pro auriga, pro venatore*. Übersetzung: „Jene Dämonen ergötzen sich nämlich an sinnlosen Liedern, ergötzen sich an unnützem Lärm und den mannigfaltigen Schamlosigkeiten der Theater, an den Tollheiten des Zirkus, an der Grausamkeit im Amphitheater, an den hitzigen Kämpfen derer, die für verderbte Menschen Auseinandersetzungen und Streitigkeiten bis hin zu Feindschaften auf sich nehmen wegen eines Komödianten, eines Schauspielers, eines Wagenlenkers oder eines Tierkämpfers“ (S. 127).

Insgesamt legt D. einen weiteren wichtigen Mosaikstein vor, bis das gesamte Oeuvre Augustins in lateinisch-deutschen Editionen publiziert ist. Besser wäre es natürlich, wenn – wie im Falle der *Sources Chrétienne*s – die zweisprachigen Ausgaben unter einem Dach vereint wären.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Stefan Elit, Kai Bremer, Friederike Reents (Hrsgg.): *Antike – Lyrik – Heute. Griechisch-römisches Altertum in Gedichten von der Moderne bis zur Gegenwart. (Die Antike und ihr Weiterleben, Bd. 7). Remscheid: Gardez! 2010. EUR 39,90. 316 S. (ISBN 978-3-89796-215-6).*

Die Herausgeber bieten einige einleitende Gedanken „Zur Einführung“ (9-13), danach folgt unter der Rubrik „Literarischer Auftakt“ ein Beitrag von UWE KOLBE: Ölbaum-Oden (17-20). Daran schließen sich unter dem Level „Aktuelle Forschungsansätze für antike Lyrik“ zwei

Aufsätze an; NICOLAS WIATER befasst sich mit folgendem Thema: „Der utopische Körper, Die Interpretation frühgriechischer Lyrik am Beispiel von Sappho frg. 31 LP“ (23-49). JÜRGEN PAUL SCHWINDT stellt „Fragmente zu einer Theorie der Lyrik“ vor (51-62). Das erste größere Kapitel trägt den Titel: „Klassische Rezeptionen: Lyrik der Moderne“ (65-175), das umfangreiche zweite Kapitel befasst sich mit folgendem Themenbereich: „Antike/Lyrik heute: Deutsche Gegenwartslirik“ (179-297). Am Schluss des Bandes findet der Leser Angaben zu den Beiträgerinnen und Beiträgern (299-303) sowie ein nützliches Autoren- und Personenregister (305-314).

Aus Platzgründen kann ich nur auf wenige Beiträge näher eingehen, versuche aber gleichwohl einen Einblick in das Gesamtwerk zu bieten. Im Vorwort weisen die Herausgeber darauf hin, dass im Rahmen einer Arbeitstagung „Antike – Lyrik – Heute“, die vom 19. – 21. März 2009 in Paderborn abgehalten worden ist, der Wandel diskutiert wurde, den die Herausgeber insbesondere in der Altphilologie zu beobachten glauben. Vertreter der Altphilologie, der germanistischen Literaturwissenschaft und der Gegenwartslirik waren an der Diskussion beteiligt. Des weiteren schreiben die Herausgeber: „Anliegen der Tagung war es, durch die Konfrontation der antiken Gattungsformen mit korrelierten Pendants aus literarischer Moderne und Gegenwart einen fruchtbaren Vergleich und wechselseitig ein besseres Verständnis von lyrischen Formen und Ausdrucksweisen zu ermöglichen. Die Gegenüberstellung des antiken Gattungsverständnisses aus gegenwärtiger literaturwissenschaftlicher Sicht beziehungsweise neuerer und neuester lyrischer Antikerezeption ließ die Bezüge, aber auch poetische Differenzen klar hervortreten“ (11).

N. WIATER (W.) untersucht das wohl berühmteste Gedicht SAPPHOS, Fragment 31. Dabei stützt er sich auf den Ansatz von MICHEL FOUCAULTS Raummodelle, in denen Heterotopien wie Haine, Gärten, Blumenwiesen oder Gebirgslandschaften eine entscheidende Rolle spielen, aber auch utopische Körper von großer Bedeutung sind. In der Perspektive von W. nimmt das Gedicht Fragment 31 eine Sonderstellung ein, insofern als sich im Gegensatz zu den meisten anderen Fragmenten

Sapphos „sich die in ihm geschilderte Handlung jeglicher konkreter raum-zeitlicher Verortung entzieht und sich in einer verstörenden Isolation abspielt“ (24). Im letzten Teil seines Interpretationsversuchs schlägt W. eine alternative Herangehensweise vor, „die die fehlende Raum-Zeitlichkeit des Gedichtes nicht als ein Problem betrachtet, das sie zu lösen versucht, sondern diese im Gegenteil ins Zentrum des Verständnisses des Gedichtes rückt“ (24).

JÜRGEN PAUL SCHWINDT (S.) liefert interessante Überlegungen zu einer Theorie der Lyrik, bedient sich dabei allerdings einer gewöhnungsbedürftigen Sprache. So schreibt S. eingangs seines Aufsatzes: „Es gibt wenige theoretische Sätze und Einsichten, für deren Wahrheitskern ich mich foltern lasse“ (51), oder: „Es sind die immedierten, inszeniert instantanen Formate der Literatur, besonders monodische Lyrik und Elegie, in denen das Interesse an temporaler und lokal-medialer Rückbindung an Zeit, Ort und Form der ‚ersten‘ Aussprache am deutlichsten hervortritt“ (52), oder sein Schlussgedanke: „Auch umgekehrt gilt, dass erst das Wissen um die paradoxe Hyperchronie, deren bemerkenswertester Ausdruck das pyramidale Ruhmesbild der Horazischen Schluss-Ode 3, 30 ist, die zeitgenössische Literatur zu der Einsicht führen kann, dass ihre antikische Referenz womöglich ihr Modernstes ist“ (62).

Im ersten größeren Kapitel „Klassische Rezeptionen: Lyrik der Moderne“ befasst sich KARL HEINZ BOHRER (B.) mit folgendem Thema: „Baudelaire: Der Traum des Aischylos. Das antikische Motiv und die Imagination des Bösen“ (65-88). B. beleuchtet nicht nur den aktuellen Forschungsstand zu BAUDELAIRE, sondern untersucht auch die Primärtexte. Offensichtlich sind sich die Forscher nicht einig, wie die von Baudelaire verwendeten Anspielungen des antiken Mythos einzuordnen sind. B. stellt zwei Interpretationsansätze vor: „Auf der einen Seite die Auffassung, die Bilder der antiken Mythologie verwiesen auf eine archetypische Substanzlehre in Baudelairs Poetik oder aber seien einem elegischen Rückbezug des Dichters geschuldet. Auf der anderen Seite – und das ist die originelle Position – die Ansicht, dass es sich um eine karikaturhafte Verzerrung des

antiken Mythos handele“ (80). STEFAN WILLER widmet sich dem Werke RUDOLF BORCHARDTS (89-105), während JOST EICKMEYER „Antikes und Modernes in der Lyrik des Rudolf Pannwitz“ analysiert (107-134). Den Dichtern um STEFAN GEORGE gilt die Aufmerksamkeit von ANIKA MEIER in ihrem Beitrag: „Neue Kalokagathoi“. Rezeption antiker Skulptur im George-Kreis (135-154). Das Werk von GOTTFRIED BENN steht im Vordergrund der Überlegungen von JÖRG ROBERT: „Odysseus in der Unterwelt. Nekyia, Hadesfahrt und Schamanismus bei Gottfried Benn“ (155-175. R. weist nach, dass Benn in der Nachfolge von NIETZSCHE lange Zeit eine „gräko-phile Position“ (156) innehatte, die er nach dem Zweiten Weltkrieg aber aufgegeben habe; Benn habe diese Zeit als „Ende eines ganzen, Antike und Neuzeit umfassenden Kulturkreises“ gedeutet (159).

Im zweiten größeren Kapitel: „Antike/Lyrik heute: Deutsche Gegenwartsliteratur“ versucht KAI BREMER (B.) eine Typologie der Antiken-Rezeption in der DDR-Lyrik zu erstellen (179-193). B. warnt ausdrücklich davor, Autoren wie KIRSCH, MAURER oder MICKEL – um nur einige wenige Namen anzuführen – „auf ihr Verhältnis zur DDR-Obrigkeit hin abzuklopfen“ (180). Einerseits war die Lyrik der DDR nach B. in der Regel politisch, andererseits aber auch sehr vielfältig. Einigen Autoren sei es durchaus gelungen, unter Verwendung antiker Motive das „Glücksversprechen des realexistierenden Sozialismus zu konterkarieren“ (192).

STEFANIE AREND (A.) widmet sich dem Thema „Philosophie und Leben. Durs Grünbein und der ‚Störfall Seneca‘“ (195-207) und nimmt GRÜNBEINS Gedicht „Sand oder Kalk“ (195) zum Ausgangspunkt für ihre Interpretation. Dass SENECA 1 n. Chr. geboren sein soll ist eine singuläre Perspektive (195). Bereits zu Lebzeiten Senecas wurde der Vorwurf erhoben, zwischen seinem Leben und seinem Werk sowie zwischen Theorie und Praxis seiner Philosophie bestehe eine erhebliche Diskrepanz. „Dieser Vorwurf bildet das ideelle Zentrum von Grünbeins Auseinandersetzung mit Seneca“ (197). A. geht in einem ersten Schritt der Frage nach, wieso es schon zu Lebzeiten Senecas zu dieser Diskussion

kam, danach prüft sie „die Aufmerksamkeit der Strategien derjenigen Texte, die den Gestus der Anklage einnehmen“, anschließend analysiert sie „Senecas fingierte poetische Antworten“, um dann ein Fazit zu ziehen (198). Insgesamt schwankt Grünbein nach Arends Meinung zwischen Akzeptanz und Ablehnung; letztendlich habe Seneca keinen Erfolg, da „die eigenen Vorsätze an Bedingungen scheitern, die jenseits der eigenen Denkkraft, des eigenen freien Willens liegen“ (201). Seneca habe – so Grünbein – gewisse Selbstzweifel, die allerdings mit einer Neigung zur Selbsterkenntnis verbunden seien (205); „dieser Selbstzweifel (...) verleiht ihm im Sinne der literarischen Anthropologie Grünbeins humane Züge. Verteidigt sich der Philosoph in „*De vita beata*“, so lässt Grünbeins Gedicht Seneca als Fragenden auftreten, der die Nachwelt versöhnen könnte“ (205).

Einer der Herausgeber des Buches, STEFAN ELIT, untersucht das Motiv des Ölbaums im Werke von UWE KOLBE und prüft dabei die „Lebendige Antike“ in dessen Gedichten und anderen literarischen Produkten (261-283). Wegen des Mangels an bisherigen Untersuchungen liefert E. einen chronologischen Streifzug durch die Werke Kolbes, der gern auf die Gedichte HÖLDERLINS zurückgriff. Dabei gelangt E. zu folgendem Fazit: „Die zu Eingang analysierten ‚Ölbaum-Oden‘ schließlich und ihre Re-Aktualisierung des griechischen Altertums erweisen sich, gemessen an den zuletzt vorgestellten Werken, als eine neuerliche ingeniose Auseinandersetzung mit einem mythisch aufgeladenen Kulturerzeugnis, als eine Auseinandersetzung, die im schalkhaften Spiel zugleich auf ernstzunehmende Weise eine Überschreitung unseres Gegenwartshorizonts inszeniert: Der Besuch eines Olivenhains wird zu einer numinosen Erfahrung wie zuvor Thrakien-Bulgarien“ (282).

Den letzten Beitrag steuert FRIEDERIKE REENTS bei: „Glühende Toris: Antikeverständnis bei Raoul Schrott und Peter Sloterdijk“ (285-297).

Insgesamt bietet der Band zahlreiche Einblicke in die Rezeption der Antike in Gedichten von der Moderne bis zur Gegenwart.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Niklas Holzberg: *Horaz – Satiren. Aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben von N. H. (Tusculinum) Mannheim: Artemis & Winkler 2011. 157 S. EUR 12,95 (ISBN 978-3-538-03550-8 bzw. nunmehr im Akademie Verlag der Oldenbourg Gruppe 978-3-05-005450-6).*

Dieses Buch hält nicht, was es verspricht; das verstimmt in der Theorie – schadet es (in) der Praxis? NIKLAS HOLZBERG (kurz: H.) bietet keine „denkbar wörtliche Prosaübersetzung“ der Satiren des Horaz – oder bedeutet die Maxime ‚so wörtlich wie möglich‘ nicht (im ‚Ideal‘fall) die 1:1-Wiedergabe einer Textvorlage, unter Beibehaltung von Wortart bzw. Formkategorien? (Die Wortfolge wäre so oder so noch ein Thema für sich ...)

*ne longum faciam* – damit ich es nicht lang mache (*sat.* 2,1,57): Im Detail ließe sich (Näheres wie Weiteres gern beim Rezensenten) zeigen, dass H.s Selbsteinschätzung so einfach nicht stimmt. Ein Beispiel – wie willkürlich (un)glücklich!? – sei herausgegriffen: „Der Wolf greift mit seinen Zähnen, mit seinen Hörnern der Stier an“ – vermeint man hinter dem kunstvollen Chiasmus nicht doch ein klein wenig poetische Ambition zu vernehmen? Nur: bei Horaz (*sat.* 2,1,51) findet er oder sie sich so gerade nicht; möglich dagegen wäre die Wiedergabe: ‚Mit dem Zahn greift der Wolf, mit dem Horn der Stier an‘ – parallel statt überkreuz (und zwifach Singular statt Plural). Mit einem Wort: H.s Selbstdarstellung stimmt so einfach nicht (und aus *ne longum faciam* wird bei ihm kurzerhand „Kurz und gut“ ...).

Bringt H. nun alles aus dem Original herüber? Dies mag man schon anhand der Grundsatzentscheidung, die metrische Gebundenheit der Vorlage preiszugeben, bezweifeln (zumindest grundsätzlich). Und ist H. ohne Hinzuziehung des Originaltextes verständlich? Hier verwundert schon rein äußerlich eine ‚Zeilen‘zählung im (deutschen) Text.

Doch fragen wir einmal andersherum: Was bietet H. dem bzw. einem Horaz-Publikum unserer Tage und heutigen Freunden antiker Texte? Eine neue Übersetzung der Satiren des Horaz, die die lateinische Vorlage (im hochdiffizil-differenzierten, zumeist aber stillschweigenden, dezent verschwiegenen Rahmen des Üblichen) recht